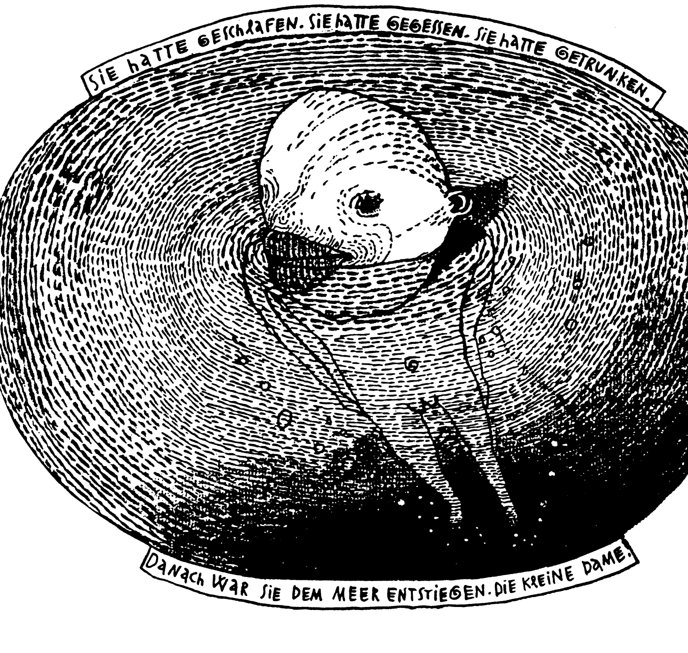
Auf 16 Seiten: Ausgrabungen, Entdeckungen, Liebeserklärungen ● Unamuno ● Auburtin ● Ponge ● Bernhard Ullmann ● Buñuel ● Leibniz ● Auf 16 Seiten: Neue politische Bücher ● Kinderbücher ● Sachbücher ● Schallplatten ● Geschenktips zum Fest ● Hans-Dietrich Genscher ● Der Busen der Natur ● Die Gene der Hoffnung

DIE ZEIT

1. Dezember 1995

LITERATUR

Zu dieser Beilage



Saison für Saison wälzt sich ein Strom von Neuerscheinungen aus den Verlagen durch die Buchhandlungen auf die Leser zu – ein mittlerer im Frühjahr, ein reißender im Herbst. Niemand übersieht ihn noch. Buchhändler haben das Frühjahrsprogramm gefälligst rasch zu verkaufen, um Platz fürs Herbstprogramm zu schaffen. Was bei den Verlagen liegenbleibt, kommt auf die Backlist und verursacht Kopfschmerzen und Lagerkosten. Allen Beteiligten ist längst schwindelig geworden – und alle halten Karussellfahren für die richtige Therapie. Immer mehr Bücher werden auf den Markt geworfen, werden immer lauter „beworben“ und sollen noch schneller rezensiert und noch schneller in noch größeren Mediengroßhandlungen über den Ladentisch gehen.

Einmal – dieses Mal – spielen wir nicht mit. Wir steigen aus. Einmal wollen wir nicht versuchen, aus dem neuesten, allerneuesten Überangebot (Sommer 95? Schon zu alt!) das rezensionswürdige Material herauszufiltern. Einmal wollen wir das Kriterium „wichtig, weil neu“ vergessen. Deshalb haben wir unsere Autoren gebeten, für die Literaturseiten (und die allerletzte Sachbuchseite) dieser Beilage zu besprechen, was sie wollen. Aus welchem Land sie wollen, erschienen wann auch immer. Nur lieferbar sollte es sein, damit Sie es kaufen können. (Auf unserer dritten Seite fordern wir allerdings eine Neuauflage!)

Wir haben nach Büchern gesucht, die „auch noch da liegen“, in einer Ecke, die vielleicht schon älter geworden sind, aber nicht schlechter. Vielleicht sogar besser. Der Ort für Bücher ist das Sofa, der Sessel (oder das Bett!). Wir besprechen Bücher, die unsere Rezensenten unter ihren Sofas gefunden haben (oder unter ihren Betten!) und die trotzdem alles andere als verschimmelt sind.

Wir rufen zur Wiederentdeckung jahrzehntelang vergessener Dichterinnen auf und feiern entschlossen jahrzehntelang unterschätzte Romane. Wir widmen uns dem schönsten literarischen Versuch über die Seife ebenso wie dem „Großkonfusionswesen Oper“. Wir preisen das alte Berliner Feuilleton sowie das Genre der Reportage an sich, und wir werfen einen neuen, frostigen Blick auf Thomas Bernhard. Fünf Schallplatten von Mozart bis John Cale empfehlen wir Ihnen noch dazu.

Unsere Literaturseiten sollen daran erinnern, daß, was immer Sortimenter und Marketingstrategen auch behaupten, Literatur kein Verfallsdatum kennt (während sie unter dem Produktionsdruck eines von Herbstprogramm zu Frühjahrsprogramm zu Herbstprogramm immer hysterischer werdenden Literaturbetriebs sichtlich verfällt). Man liest im Duett mit dem Buch, nicht im Quartett. Unsere Weihnachtsbeilage will ein Beitrag zur Verlangsamung des Leselebens sein.

☆

Die kahle, kleine Fischdame, die auf dieser Seite aus dem Wasser steigt und auf den folgenden Seiten ihren ersten Landgang antritt, hat Anke Feuchtenberger gezeichnet; Katrin de Vries hat den Text dazu geschrieben. Anke Feuchtenberger aus Mecklenburg und Katrin de Vries aus Ostfriesland bilden ein gesamtdeutsches „Zweifrauenkollektiv zur Erfindung von Bildgeschichten“. Sie sind überzeugt, daß „die Konturen der Geschlechter, die Pole der Lust und die Konstellationen des Begehrens in jeder Geschichte neu erfunden werden müssen“.

Die Konturen ihrer wassergeborenen kleinen Dame sind klar und deutlich. Es gibt diese nackte Suchende nur, weil wir die beiden Künstlerinnen gebeten haben, sich für uns etwas auszudenken. Die kleine Dame wird nicht das finden, wonach sie eigentlich sucht – aber sie wird etwas finden. Ihre Reise zieht sich durch unsere Literaturseiten und endet auf der allerletzten der 32 Seiten dieser Beilage.

Wo Sie ihr nicht begegnen, stellen wir Ihnen wie immer nur das Beste, Aktuellste und Schönste vor: brandneue politische Bücher, knallbunte Kinderbücher und hochinteressante Sachbücher, alle garantiert in diesem Jahr erschienen. Sachbücher und politische Bücher müssen neu sein, aber Literatur ist ewig.

Robin Detje

Hand aufs Herz, Brust ins Ohr

Kindlich unbeschwert von aller Hoffnung: Die sehr konkrete Poesie des Vicent Andrés Estellés aus Valencia / *Von Benedikt Erenz*

Er war der Sohn des Bäckers. Damit fangen wir an. Natürlich könnten wir auch damit anfangen, daß er 1924 in Burjassot bei Valencia geboren wurde, 1993 in Valencia starb, dreißig Jahre als Zeitungsredakteur gearbeitet hat und heute einer der beliebtesten, berühmtesten etc. Dichter katalanischer Sprache ist. Daß er ein Feind des Franco war und dementsprechend spät mit seiner Kunst an die Öffentlichkeit gelangte: Katalanisch war im Spanien des Tyrannen verpönt. Daß er bei seinem Tod noch manches zu Papier Gebrachte zurückließ, in Plastiktüten, in der Obhut seiner Familie, seiner Frau (mit der er ein halbes Leben verheiratet war), und daß die Ausgabe seiner Werke postum wohl noch um einige Bände wachsen wird. Natürlich könnten wir auch mit dem Schicksal der spanischen Literatur im Allgemeinen und dem der katalanischen im Besonderen beginnen, wie seit dem 16. Jahrhundert zur Blüte des Habsburger Weltreichs, das Kastilische allmählich die Oberhand im Staate gewann und das Katalanische sozusagen in den sauren Apfel beißen mußte und so weiter.

Aber vor allem sollte man eben eines wissen: Er war der Sohn des Bäckers, des Bäckers Andrés in Burjassot und dessen Frau, einer geborenen Estellés – Vicent Andrés Estellés. Sein Vater, dessen Backstube eines der Herzkämmerlein des Dorfes war, verbrachte nur wenig Zeit über Büchern. „Vater“, wendet sich der Herr Sohn Abschied nehmend zurück, sanft stilisiert in der Maske des Horaz (dessen Vater ein einfacher Fischhändler war), „du konntest weder lesen noch schreiben. / du warst ohne schulbildung ... zuweilen batest du mich, dir vorzulesen, was ich geschrieben hatte. // du verstandst es nicht, doch erahntest du den sinn. / mein latein war nicht dein latein. // und dann schwiegst du.“

Als Estellés selber das Schreiben und das Lesen gelernt hatte, vor allem das Schreiben, entsprang er der Backstube wie einst Eichendorffs Müllersohn seinem Mühlengrunde und begab sich unter die Autoren. Mit zwanzig fertigte er seinen ersten Zeitungsartikel; die „fünfzig oder sechzig Peseten“, die er dafür bekam, gab er restlos für Exemplare der Zeitung mit seinem Artikel aus, „weil ich mich so freute“.

Eine hübsche Anekdote. Hans-Ingo Radatz, der Übersetzer, teilt sie uns in seiner Einleitung mit, einer ordentlichen Einleitung, wie es sich gehört (obwohl: Rühmkorf bitte nur mit einem f!), aus der man eine Menge lernen kann über den Autor und seine Zeit, vor allem wenn einem Spanien im Allgemeinen und die Provinz Valencia im Besonderen ferne Länder sind. Man muß ja nicht alles gesehen haben. Und muß nicht überall hin.

Muß nicht, muß nicht.

Nur manchmal, da muß man zurück. *Manchmal, nach gewissen Ereignissen, muß man wieder zurück nach Hause*... Oh, es gibt viele Kindertotenlieder in der Literatur, nicht nur die bitteren, innigen selbigen Titels von Friedrich Rückert: Jan Kochanowskis Klage um Ursula, sein geliebtes Kind, „Stumm ist alles nun im Haus und öde Leere ...“ Oder Reidar Ekners große Welt- und Selbstbefragung nach dem Krebstod seines Töchterchens, „Leuchte Stern, du unterm Großen Wagen / auf meine Tochter / dort in der Erde ...“ Oder jene kurze, schmerzgepreßte Grabschrift des Andreas Gryphius auf seine kleine Nichte Marianne – und Lessings berühmte Zeilen an Eschenburg nach dem Verlust seines Söhnchens, auch sie ein herzzerschneidendes Abschiedslied. Doch Estellés' großes Gedicht „Die Nacht“ ist kein Abschied. Diese Verse, geschrieben 1956 nach dem plötzlichen Tod der kleinen Tochter, können nichts lösen und nichts überwinden. Es ist eine Litanei der Vergeblichkeit, immer wieder zu dem ratlosen, verwirrten ersten Satz zurückkehrend: „Nach gewissen Ereignissen muß man wieder zurück nach Hause.“

Nach gewissen Ereignissen – das heißt hier: nach der Bestattung des Kindes. So kehrt er heim, vom Friedhof, und findet kein Heim mehr, nur dunkle Leere. Denn wozu noch Licht machen in einer Wohnung, die selbst zur Grabkammer geworden ist? Er rennt gegen die Wände, Wände des Schmerzes, die Worte rutschen ab. Die Sprache findet keinen Halt mehr, die Kunst wird zur tauben Bewegung, Drehung, plappernden Wut. Und der Tod ist nicht groß und nicht grausam, sondern nur entsetzlich natürlich: „Es verwest langsam, / verwest unter dem Nagen der Holzwürmer, / es dringt dieses unendlich langsame Nagen der Holzwürmer zu uns hinauf, / in den Tisch, ins Holz des Bettes, in unseren Pulsschlag ...“

Das Schreiben und das Lesen! Was hilft es in solcher Nacht, da man in die Wohnung zurückmuß, wo eben das Kind noch spielte und lachte. Und was hilft alles Sprechen gegen den lautlosen Lärm des Verwesens?

Doch dieses maßlose Gedicht läßt auch spüren, mit welcher Kraft Estellés sich wehrt, mit Versen um sich schreibt, bis sie ihm entgleiten. Er hat ein respektloses Vertrauen, ein gieriges und manchmal auch wütendes Verhältnis zu den Wörtern, hartnäckig oder trotzig wie ein Kind ... Nicht nur in solcher Stunde.

Und er hat unendlich viel geschrieben. Schon diese Auswahl aus fünf seiner Gedichtbände, entstanden zwischen 1953 und 1976, zeigt: Er mußte alles ausprobieren, alle Stile, alle Masken, mußte alles befingern und beschnüffeln. Alles ist sein Thema: der Tod und was sonst noch zum Leben gehört. Ohne Netz und Philosophie, ohne Programm, System, historischen Boden. Und wenn er mit den alten Formen spielt und mit antiken Larven, dann als Komödiant und nicht als Gelehrter. Als Gast auf einem großen Fest, bewegt, gerührt (aber auch sehr kalten Blicks manchmal). Dann wieder ganz als Liebender und sehr erhitzt durchaus und mammophil den schönen Lüsten hingegeben, als Kenner aber auch der guten Beilagen („Nichts mag ich so sehr / wie die paprika ... ich singe dann, zerstreut, sprech mit dem öl, mit den erzeugnissen der erde // ich eß sie furchtbar gern, die gegrillte paprika / doch nicht zu sehr gegrillt, denn das verdirbt sie ...“).

Am schönsten aber schreibt er als Erinnernder, das Dorf seiner Kindheit beschwörend. Hier, in dem Sonettenalbum „Das große Feuer aus Reisigbündeln“ (ein Werk der sechziger Jahre), findet sich alles zusammen: die Hitze und die Bitternis, grotesker Spuk und Ehekrach, die Traurigkeit der alltäglichen Dinge, rasender Schmerz und Heiterkeit, das Verblühen der Zeit.

Eine harte, doch ganz leichte Kulisse ist das Dorf dieser Sonette, ausgemalt in rauhen Farben, manchmal bizarr verdunkelt unter zappelnden Todesschatten oder ein wenig ausgeblichen schon von der Glut zu vieler Sommer ... Eine Kulisse, durch die allerlei Sonderlinge spuken, wie der, den sie den „irren Bischof“ nennen, der allzu verschämte Kinderfreund, der den Kleinen heimlich, sehnsüchtig, Süßigkeiten zusteckt, „zärtliche Worte, Aprikosen, Bildchen“, und sie alle bei ihren Spitznamen kennt – „sanft seine Stimme und sanft sein Blick, // sah er, gleich einem Kind mit Hausarrest, / den Kindern zu, die auf der Straße spielten“.

Sonderlinge. Oder auch Tschechows und Lorcas traumselige Gestalten, Lebenströdler, denen still die Tage verstauben. Oder Sherwood Andersons vergessene Leute aus Winesburg, Ohio. Und immer wieder kippt alles um, ins Geisterhafte, in die phantastische Groteske, wenn die Toten aus ihren Gräbern kommen, um den gerade gestorbenen Arzt auf dem Friedhof willkommen zu heißen, die Toten, die ehemaligen Patienten: „Jedoch der Arzt // in seinem Sarg, bemerkte voller Panik / den Friedhof, dem man langsam näher kam, / und die Verschwörung jener alten Kunden, // und mit den Füßen und den Fäusten brach er / den Deckel

● Fortsetzung nächste Seite

Hand aufs Herz, Brust ins Ohr

Kindlich unbeschwert von aller Hoffnung: Die sehr konkrete Poesie des Vicent Andrés Estellés aus Valencia / *Von Benedikt Erenz*

Er war der Sohn des Bäckers. Damit fangen wir an. Natürlich könnten wir auch damit anfangen, daß er 1924 in Burjassot bei Valencia geboren wurde, 1993 in Valencia starb, dreißig Jahre als Zeitungsredakteur gearbeitet hat und heute einer der beliebtesten, berühmtesten etc. Dichter katalanischer Sprache ist. Daß er ein Feind des Franco war und dementsprechend spät mit seiner Kunst an die Öffentlichkeit gelangte; Katalanisch war im Spanien des Tyrannen verpönt. Daß er bei seinem Tod noch manches zu Papier Gebrachte zurückließ, in Plastiktüten, in der Obhut seiner Familie, seiner Frau (mit der er ein halbes Leben verheiratet war), und daß die Ausgabe seiner Werke postum wohl noch um einige Bände wachsen wird. Natürlich könnten wir auch mit dem Schicksal der spanischen Literatur im Allgemeinen und dem der katalanischen im Besonderen beginnen, wie seit dem 16. Jahrhundert, zur Blüte des Habsburger Weltreichs, das Kastilische allmählich die Oberhand im Staate gewann und das Katalanische sozusagen in den sauren Apfel beißen mußte und so weiter.

Aber vor allem sollte man eben eines wissen: Er war der Sohn des Bäckers, des Bäckers Andrés in Burjassot und dessen Frau, einer geborenen Estellés – Vicent Andrés Estellés. Sein Vater, dessen Backstube eines der Herzkämmerlein des Dorfes war, verbrachte nur wenig Zeit über Büchern. „Vater", wendet sich der Herr Sohn Abschied nehmend zurück, sanft stilisiert in der Maske des Horaz (dessen Vater ein einfacher Fischhändler war), „du konntest weder lesen noch schreiben. / du warst ohne schulbildung ... zuweilen batest du mich, dir vorzulesen, was ich geschrieben hatte. // du verstandst es nicht, doch erahntest du den sinn. / mein latein war nicht dein latein. // und dann schwiegst du."

Als Estellés selber das Schreiben und das Lesen gelernt hatte, vor allem das Schreiben, entsprang er der Backstube wie einst Eichendorffs Müllersohn seinem Mühlengrunde und begab sich unter die Autoren. Mit zwanzig fertigte er seinen ersten Zeitungsartikel; die „fünfzig oder sechzig Peseten", die er dafür bekam, gab er restlos für Exemplare der Zeitung mit seinem Artikel aus, „weil ich mich so freute".

Eine hübsche Anekdote. Hans-Ingo Radatz, der Übersetzer, teilt sie uns in seiner Einleitung mit, einer ordentlichen Einleitung, wie es sich gehört (obwohl: Rühmkorf bitte nur mit einem f!), aus der man eine Menge lernen kann über den Autor und seine Zeit, vor allem wenn einem Spanien im Allgemeinen und die Provinz Valencia im Besonderen ferne Länder sind. Man muß ja nicht alles gesehen haben. Und muß nicht überall hin.

Muß nicht, muß nicht.

Nur manchmal, da muß man zurück. *Manchmal, nach gewissen Ereignissen, muß man wieder zurück nach Hause* ... Oh, es gibt viele Kindertotenlieder in der Literatur, nicht nur die bitteren, innigen selbigen Titels von Friedrich Rückert: Jan Kochanowskis Klage um Ursula, sein geliebtes Kind, „Stumm ist alles nun im Haus und öde Leere ..." Oder Reidar Ekners große Welt- und Selbstbefragung nach dem Krebstod seines Töchterchens, „Leuchte Stern, du unterm Großen Wagen / auf meine Tochter / dort in der Erde ..." Oder jene kurze, schmerzgepreßte Grabschrift des Andreas Gryphius auf seine kleine Nichte Marianne – und Lessings berühmte Zeilen an Eschenburg nach dem Verlust seines Söhnchens, auch sie ein herzzerschneidendes Abschiedslied. Doch Estellés' großes Gedicht „Die Nacht" ist kein Abschied. Diese Verse, geschrieben 1956 nach dem plötzlichen Tod der kleinen Tochter, können nichts lösen und nichts überwinden. Es ist eine Litanei der Vergeblichkeit, immer wieder zu dem ratlosen, verwirrten ersten Satz zurückkehrend: „Nach gewissen Ereignissen muß man wieder zurück nach Hause."

Nach gewissen Ereignissen – das heißt hier: nach der Bestattung des Kindes. So kehrt er heim, vom Friedhof, und findet kein Heim mehr, nur dunkle Leere. Denn wozu noch Licht machen in einer Wohnung, die selbst zur Grabkammer geworden ist? Er rennt gegen die Wände, Wände des Schmerzes, die Worte rutschen ab. Die Sprache findet keinen Halt mehr, die Kunst wird zur tauben Bewegung, Drehung, plappernden Wut. Und der Tod ist nicht groß und nicht grausam, sondern nur entsetzlich natürlich: „Es verwest langsam, / verwest unter dem Nagen der Holzwürmer, / es dringt dieses unendlich langsame Nagen der Holzwürmer zu uns hinauf, / in den Tisch, ins Holz des Bettes, in unseren Pulsschlag ..."

Das Schreiben und das Lesen! Was hilft es in solcher Nacht, da man in die Wohnung zurückmuß, wo eben das Kind noch spielte und lachte. sich alles zusammen: die Hitze und die Bitternis, grotesker Spuk und Ehekrach, die Traurigkeit der alltäglichen Dinge, rasender Schmerz und Heiterkeit, das Verblühen der Zeit.

Eine harte, doch ganz leichte Kulisse ist das Dorf dieser Sonette, ausgemalt in rauhen Farben, manchmal bizarr verdunkelt unter zappelnden Todesschatten oder ein wenig ausgeblichen schon von der Glut zu vieler Sommer ... Eine Kulisse, durch die allerlei Sonderlinge spuken, wie der, den sie den „irren Bischof" nennen, der allzu verschämte Kinderfreund, der den Kleinen heimlich, sehnsüchtig, Süßigkeiten zusteckt, „zärtliche Worte, Aprikosen, Bildchen", und sie alle bei ihren Spitznamen kennt – „sanft seine Stimme und sanft sein Blick, // sah er, gleich einem Kind mit Hausarrest, / den Kindern zu, die auf der Straße spielten".

Sonderlinge. Oder auch Tschechows und Lorcas traumselige Gestalten, Lebenströdler, denen still die Tage verstauben. Oder Sherwood Andersons vergessene Leute aus Winesburg, Ohio. Und immer wieder kippt alles um, ins Geisterhafte, in die phantastische Groteske, wenn die Toten aus ihren Gräbern kommen, um den gerade gestorbenen Arzt auf dem Friedhof willkommen zu heißen, die Toten, die ehemaligen Patienten: „Jedoch der Arzt // in seinem Sarg, bemerkte voller Panik / den Friedhof, dem man langsam näher kam, / und die Verschwörung jener alten Kunden, // und mit den Füßen und den Fäusten brach er / den Deckel

● **Fortsetzung nächste Seite**

Hand aufs Herz, Brust ins Ohr

● **Fortsetzung von Seite 1**

auf, floh rennend in die Reben / und ruhte nicht, bis Nàquera erreicht war."

Tolldrastische Geschichten wie die vom Ohrenweh des jungen Dichters, das nach einem besonders zarten Hausrezept mittels einer milchspendenden Brust gelindert werden soll: „In aller Eile // suchte man eine Frau, die gerad ihr Kind / stillte, und jene Frau erschien zuhause; / und flink und voller Hilfsbereitschaft holte // sie eine Brust hervor und steckte dir / die Brustwarze ins Ohr, drückte sie aus, / und alle schwiegen, inbrünstig, gespannt." Ende des Sonetts. Und todtraurige, wie die vom einsamen Barbier, der seinen schwerverletzten Hund nicht mehr retten kann – und ihm dann hinterherstirbt, „sechs Tage bellte er im Todeskampf". Und barbarische wie die vom Blinden, der dem Liebespaar begegnet: „Sie wälzten sich im Gras, in Borbotó, / an einer Wegböschung, verzückt, verklärt, / die Brüste, offen in der Junisonne, / hatten die reife Qualität von Früchten, // und sie bemerkten, niemand wußte wie, / den Blinden, riesenhaft, zu ihren Füßen, / der wie vor einem Abgrund stehenblieb, / mit einem finsteren, tauben Bewußtsein, // und warfen Steine nach ihm, sein verblüfftes, / starres Gesicht bedeckten sie mit Blut, / und so ging er im Dorf dann durch die Straßen // und kam – es war schon Nacht – zuhause an, / aß Abendbrot, ohne den Mund zu öffnen. / Er tat kein Auge zu in jener Nacht."

Die strenge Form des Sonetts – ausgehöhlt, auch im katalanischen Original ohne Reim, nichts als eine Maske, hinter der sich das Unförmige, das Monströse verbirgt: Das Dorf, das traute, heimatliche, ist auch nur eine Hölle wie jeder andere Ort. Und am Ende bleibt vom *großen Feuer aus den Reisigbündeln,* dem Feuer im elterlichen Backofen, nur die weiße Asche, weich wie Samt.

Bleibt nur eine von aller Hoffnung unbeschwerte, sehr konkrete Poesie – erzählend, in knappen Zügen zeichnend, damit der Leser sieht und hört und fühlt. Ein wenig auch an die amerikanische Tradition erinnernd, von William Carlos Williams bis Charles Bukowski, der ja so gerne und höchst marktgängig den Saufaus gab und doch als Lyriker ein Feinmechaniker der perfekten Traurigkeit war, ein Meister des leeren Sonntags und der rostenden Bierdose am Wegrand...

Doch kein Sprüchlein zum Trost und zur Beherzigung wie beim konkreten Brecht, keine Minima Moralia, was lehrt uns das. Estellés wendet sich ganz einfach ab, und das ist ihm poetisches, um nicht zu sagen *poetologisches* Programm genug: „Heute stand in der zeitung, der mensch sei auf dem mond gelandet; / ich habe mich umgewandt, um ihn zu betrachten, gebeugt über das beet; / es war nichts zu sehen, und ich habe weitergemacht."

Literatur ist Weltverzehr. Was ich nicht mit meinen Tentakeln, mit meinen Fangarmen, Fangaugen betasten kann, bleibt Schemen, Blindholz der Empfindung unterm Metaphernfurnier. In „Antibes" (1976) schüttet er eine ganze Kiste Beute aus, Impressionen und Erinnerungen: ein buntes Gesprenkel, leuchtende Lichtflecke, keiner länger als drei Zeilen. Das Gewicht der Welt wird geprüft, aber ohne Beichtzwang, ohne narzißtische Beklemmung. Und voller Witz und Kinderei: „Ein nacktes mädchen auf einem balkon / sie fragt den mann der gerade vorbeikommt nach der uhrzeit / und er sucht die uhr in all seinen taschen".

Ja, da verschlägt es die Sprache. Da gehen die Augen über. Noch einmal, jetzt als Satyr-Sketch nach der Tragödie der „Nacht", geht's an *die Grenzen des Sagbaren.* Einem nackten Mädchen auf einem Balkon die Uhrzeit sagen – o heiliger Sankt Wittgenstein! O Diskurs der Geschlechter, féminin-masculin! O Theorie des kommunikativen Handelns! Doch wohin man die Augen auch wendet, Hand aufs Herz, Brust ins Ohr, dem Triebschicksal ist nicht zu entkommen: „Das ganze meer wellen aus kleinen brüsten / ich konnte ihm nicht widerstehen / diesem meer aus flinken brüsten".

Estellés, der Erotomane, der Lüstling des Universums. Aber wie heiter und dreist leuchtet da zugleich ein Unschuldskern durch, ein Ton unverwüstlicher Naivität! *Weil ich mich so freute...*

Man kann es zu dem notorischen Künstlerklischee stilisieren – Dichter zu werden heißt, Kind zu bleiben, und so weiter –, man kann es aber auch wie Estellés ganz einfach mit einem stoischen Seufzer und stillem Einverständnis akzeptieren: Wie verbissen wir auch immer versuchen, unsere Kindheit abzustreifen, hinter uns zu lassen, keiner kann seinem Kindsein ganz entkommen.

So soll's denn sein:

Legt mir das Kreuz dann in die Hände, oder
den schlichten Rosenkranz, alt und verschwitzt
von all den Stunden voller Furcht und Trauer,
und schon ganz unansehnlich. Danach schließt

den Sarg. Ich möchte nicht, daß man mich sieht.
Zur rechten Stunde soll in Burjassot,
im selben Kirchspiel, wo man einst mich taufte,
die Totenglocke läuten. Auch gefiel' mir's

wenn eine Frau in meinem Dorf herausträt',
zur Tür, und fragte: „Wer ist denn gestorben?"
Und daß sie ihr dann knapp zur Antwort gäben:

„Der Sohn des Bäckers, der, der Verse machte."
Und noch formeller gar: „Der ältste Enkel
von Nadalet." Setzt mir die Brille auf.

Gibt es ein Lesen nach dem Tod?

Ach was. Nutzen Sie die Zeit und fragen Sie eine Buchhändlerin Ihres Vertrauens nach den Gedichten des Vicent Andrés Estellés. Und wenn sie, mit den spanischen Namenssitten vielleicht nicht so bekannt, im Verzeichnis lieferbarer Bücher unter Estellés nachschaut, wo sie ganz sicher gar nichts finden wird, dann weisen Sie sie sanft drauf hin: Er war der Sohn des Bäckers, des Bäkkers Andrés.

● **Vicent Andrés Estellés:**
Gedichte
Aus dem Katalanischen übersetzt und herausgegeben von Hans-Ingo Radatz;
zweisprachige Ausgabe;
Domus Editoria Europaea (Axel Schönberger Verlag), Frankfurt am Main 1993;
171 S., 29,80 DM